

Die Märztage von 1848, obgleich sie uns im welthistorischen Sinne noch so nahe liegen, sind keineswegs so gründlich beschrieben, daß die Nachträge, betreffen sie auch scheinbar geringfügige Umstände, nicht dankbar aufgenommen werden sollten. Denn solche Nachträge kommen von Denjenigen, die damals zu politischem Verständnis greiften, und welche waren und heute noch sind. Bald werden die Augenzeugen jener interessanten Epoche und der ihr unmittelbar vorhergegangenen Geschichte ausgetrieben sein, und wenn Niemand mehr vorhanden ist, der seine Ereignisse vor und während 1848 erzählen kann, dann ist die einzige Quelle verlohren, welche jedem Geschichtsschreiber stets die wichtigste war: die persönliche Erfahrung. Thiers, Mignet, Lamartine, als sie ihre Geschichten der französischen Revolution schrieben, scheuten weder Mühe noch Kosten, um uralt, verklärte Erzählungen in den entlegenen Winkel von Paris aufzusuchen, wenn im Geiste der zu Graben verstorbenen Zeitgenossen von 1789 noch eine Spur des Selbsterlebens nachkam.

Heute ist der Mann ein pensionierter Professor, der in den vierziger Jahren ein deutscher Student in Prag war, wo man sich auf die nationalen Brutalitäten des Deutschenhasses dadurch würdig vorbereitete, daß man vorläufig die Juden verfolgte. Cines Tages schlug der Jude Befürworter eines großen Gartens an das Thor des bescheidenen lafonischen Proclamatoren: „Schweinen und Juden ist der Eintritt untersagt.“ Der erwachte Student, den die Natur in Gestalt einer langen Nase den unerkennbarsten feinsten Gesichtsausdruck verliehen hatte, war jenes Liebesbeweises kaum inne geworden, als er sich, seinen Harn unter dem Arme, in den Garten verlegte und sich leidend auf eine Bank setzte. Der Befürworter schied auf ihn zu mit den Worten: „Wie können Sie sich unterziehen, Sie Jude, haben Sie nicht gelesen?“ — „Still,“ unterbrach ihn der Student, „nicht so laut, wir wollen einander nicht verärrern.“

Nicht so schüchtern, nicht auf dem Umweg der Judenverfolgung begann der Kampf gegen das Deutschtum in Galizien. Dort wendete sich der polnische gegen den deutschen Adel, namentlich wenn der letztere zugleich Beamtenadel war und das Wiener Regierungssystem in dieser Provinz vertrat. Im Jähling, der den Märztagen voranging, gab in einer der ersten Städte der Kronländer ein deutscher Verwaltungs-Präsident ein großes Ballfest, zu welchem nur Mitglieder des deutschen Adels eingeladen angenommen hatten. Entlang der ganzen langen Front des Ballsaals glänzten die hellbeleuchteten Spiegeldecken. Eine große Schaar junger polnischer Celleden sammelte sich auf der Straße vor dem Haus um eine Kaskaden aus zu bringen und die Fenster einzurücken. Damit jedoch die also begründeten deutschen Ballgäste nicht der Meinung wären, die lärmende und zerstörende Demonstration ginge von der unteren Schicht, vom Adel aus, bediente man sich eines originellen, gewiss früher und später vorgekommenen Mittels. Man zerstückelte die Fenster nicht mit Steinen, sondern mit silbernen Zehlfingerringen und goldenen Ducaten. Dies geschah einige Wochen, bevor so tollbarte hatte Götterse vor dem farnen weichen Papiergeld aus ganz Österreich verschwinden waren.

Eine reiche Sammlung unbeschnittener oder verschollener geschichtlicher Lebenszüge aus jenen Tagen wäre zusammenzubringen. Ich habe die Märztage in Berlin miterlebt, die große Barricaden-Nacht des 18., in welcher der Volkswind so brennend wie ein früher nie dagewesenes Geheiß über der durch Kampf und Getöse belebten Stadt lag. Vor Allem war es interessant, nachzuweisen, in wie gänzlich verschiedener Art und Stimmung Wien und Berlin ihrer Revolutionstage gedenken. In Berlin scheint man sich jener denkwürdigen Nacht heute zu schämen; kein noch so stiller und verborgener Kultus wird den Todten gewidmet, die man von den Barricaden nach dem Friedrichsdenkmal brachte. Freilich sind einige der Ziele, die man damals auf Steinhaufen, aus Berliner Plakate gestoben, errögen wollte, auf ganz anderem Weg und auf ganz anderem Boden erreicht worden.

Allein noch eine ziemlich große Anzahl von Jüngern, für welche die Opfer jener Märtnacht geworden sind, hat sich heute noch keine Erinnerung gefunden. Ich sah in jeder Nacht einen Trupp junger Männer, die aus einem Stettin gekommen waren und einen Teil des Weges zu Fuß in angestrengtem Glimmer wandelten. Die Soldaten waren in der Bärenstraße erschöpft auf das Straßenpflaster gestiegen, umflatternd baum, daß die Weine in die schmutzigen Gassen niederbrachen, die damals jede Straße von Berlin durchzogen. Der commandierende Lieutenant mußte die Verwundeten durch den Haufen. Bald sammelten sich vom Barricadenkampf aufgeregt Vollgruppen um die Soldaten, schon bereit, dem ersten Impuls gehorchend, über die verfallene Soldaten vernichtend herzufallen.

Da aber sofort die totale Erschöpfung der Leute sichtbar wurde, lebte sich die Stimmung des Volkes im Nu in hilfsbereites Mitleid. Man zwang einen Realitätenhändler, aus den Federn zu treten, seinen selbstverschuldeten Kaden zu öffnen und die Soldaten mit Brod und Branntwein zu laben. Das Liebeswerk dauerte so lange, bis die Mannkraft erlosch genug war, daß der Lieutenant den Aufbruch commandieren konnte. Raum hatten die Leute auf den Beinen und hatten ihre Gewehre ergreifen, als sie dieselben auch schon auf die selbe Vollgruppe richteten, die ihnen soeben ein barmherziger Samariter gegeben war. (Wiener Allg. Ztg.)

Die Abschaffung der Spielhölle in Monaco

wird neuerdings wieder lebhafter erörtert und namentlich in Frankreich wird die Möglichkeit der Abschaffung lebhaft besprochen. Man erinnert sich, daß dem französischen Senat mehrere Petitionen von Städten und Ortschaften in der Umgebung Monaco's vorliegen, die alle die Aufhebung des Spiels verlangen. Diese Orte werden nämlich gebildet, weil sie der unangenehmen Nachbarschaft wegen von zahlreichen Familien gemieden werden. Der Senat hat über die Petitionen noch nicht verhandelt, weil die betreffende Commission noch zu keinem Antrag kommen konnte. In ihrem Schooße befanden sich nämlich zwei Richtungen, von denen die eine behauptet, Frankreich könne das Spiel abschaffen, während die andere auf Grund der „Souveränität des Fürsten von Monaco“ die Unmöglichkeit der Abschaffung behauptet. Die letzteren sind jedoch entschieden im Unrecht, wie ein gründlicher Artikel in der „Alep. Fr.“ nachweist. Hiernach ist nämlich die Souveränität des Fürsten von Monaco völlerrechtlich nirgends geschrieben und nirgends anerkannt; das Fürstentum ist vielmehr ein Protectorat und seine Stellung regelt sich nach dem Gefallen und nach den besonderen Conventionalen.

In internationalen Verträgen ist von Monaco zuletzt die Rede im Wiener Vertrag von 1814 und im Pariser Vertrag von 1815. In dem ersten heißt es einfach: „Der Fürst von Monaco wird in seine Staaten zurückkehren.“ An seiner früheren Stellung hat also der Fürst von Monaco nichts geändert; er erhielt nur sein Fürstentum wieder, das die französische Republik sich einverleibt hatte. Der Pariser Frieden von 1815 dagegen bestimmte bloß, daß über Monaco der König von Savonien die Rechte ausüben sollte, die bisher der König von Frankreich handhabte. Es kommt also zunächst auf die Frage an, was der Fürst von Monaco vor der Revolution war. Das Fürstentum bestand ursprünglich aus zwei Teilen, nämlich der Herrschaft von Mentone und Roquebrune, einem Lehen des Hauses Savonien, für das die Fürsten von Monaco den Herzogen von Savonien und später den Königen von Sardinien den Eid der Treue leisteten mußten, und der Herrschaft Monaco, einem Lehen der Grafschaft Provence, das nach verschiedenen Schicksalen — es gehörte einmal den Visconti in Mailand, den Deherreirern und den Spaniern — von 1640 an bei Frankreich blieb.

Die erste Herrschaft ging früher schon vollständig an Savonien über, für das eigentliche Monaco aber schloß Sardinien, nachdem es auf Grund des Friedens von Paris die Oberherrlichkeit erhalten hatte, eine Konvention mit dem Fürsten, welcher die beiderseitigen Beziehungen regelte. Die Konvention wurde 1817 in St. Petersburg geschlossen; sie ist denjenigen ähnlich, welche die Stellung des Fürsten zu seinen früheren Oberherren regelten. Es ist darin u. A. gesagt, daß der König von Sardinien den Fürsten „in derselben Freiheit und Souveränität erhalten wird, in der er ihn übernommen hat,“ und daß Monaco von einer piemontesischen Garnison besetzt wird, über welche der Fürst „in seiner Eigenschaft als Vize-König von Savonien“ commandirt. Außerdem wird in zahlreichen Wendungen die Stellung des Fürstentums als untergeordnete Souveränität betont und bekräftigt.

Im Jahre 1860, als Savonien französisch und Monaco eine französische Enclave wurde, gingen die Rechte Sardinien an Frankreich über. Wie weit diese Rechte sich erstrecken, geht daraus hervor, daß Eisenbahnen, Posten, Telegraphen und Jolle von Monaco durch Frankreich verkehrt werden; daß Monaco zum Sprengel des französischen Gerichtshofs Alz gehört, daß die französischen Soldaten, die auf Urlaub in Monaco sind, nicht als im Ausland befindlich betrachtet werden u. s. w. Und da sollte allein das Spiel der Punkt sein, wo das Recht Frankreichs aufhört und der Fürst von Monaco's Gnade absolut souverän ist? Hoffentlich sagt der französische Senat bald einen Beschluß, der dem internationalen Scandal in Monaco ein Ende macht.

Durchschlagende Gründe.

„Selber muß der Vater sein, wenn der Sohn fudren soll.“ — so heißt es im Liede. Aber trotzdem gibt es an jeder Alma mater gar viele Mäusen, die sich mußten durchschlagen müssen oder gar in die Lage kommen, wegen Mangels an einem Wechsel die Studien einzuwickeln. Auf diesem Punkte war auch der junge Studiosus angelangt, dessen Mißgeschick und Glüd hier erzählt sein soll. Er glaubte, seinen Verhältnissen allein noch durch Erlangung eines Stipendiums aufhelfen zu können. Und seine Bemühung war auch von Erfolg begleitet. Er erhielt die Nachricht, daß die Gewährung des Stipendiums seine Ueberbedingung an die Universitätshalt b. bezog und daß man ihm dort die Summe von 360 Mark auszusahlen werde. Dieser Ausnahmefall machte sich nun mit bismannigfaltigen Sorgen und leeren Tasche auf den Weg und als er nach langer Fahrt sein Ziel erreicht hatte, nannte er nur noch wenige Nickel sein eigen. Frohgenuß ging er mit seiner Legitimation zu der betreffenden Behörde und hat den Beamten um Auszahlung der 360 Mark. Dieser aber warf gar sehr bedenkliche Blicke auf das Dokument, drehte es um und um und bat den Herrn Studenten, andern Tages wiederzukommen.

Dem armen Studio kam das sehr ungelogen. Am andern Tage stellte er sich zunächst ein. Wie groß war da sein Schreck, als ihm der Beamte bedeutete, daß er ihm das Stipendium gar nicht auszahlen könne, da dasselbe hienun postnumerando pränumerando, sondern postnumerando gezahlt werden dürfe. Es sei ein Versehen, daß ihm das nicht mitgeteilt worden sei. Dieser Student war erlärmt, mittellos in einer fremden Stadt ohne jeden Anhaltspunkt. Als sich diese Ueberzeugung in einzelnen schüchternen Aeußerungen Luft machte, fuhrte der Beamte ein menschliches Mä-

ren und meinte, daß wohl selbst der Herr Rath, der Curator in dieser Stipendien-Angelegenheit sei, hier nichts werde thun können. Da kommt dem Bedrängten ein Gedanke, er läßt sich zu dem Herrschen fassen, und nach kurzer Einleitung greift er in beide Taschen; aus der einen bringt er sein Portemonnaie hervor, macht es auf, füllt es auf den Tisch und läßt seine ganze Baarschaft, zwei Kupferpfennige, auf den Tisch rollen. Aus der anderen Tasche holt er eine Schippe hervor, legt sie resignirt zu seinem Baarvermögen und sagt: „Herr Rath, davon soll ich nun vom 6. November bis Mitte März leben! Wie soll ich das machen?“ Was anfangs Worte nicht vermochten, das brachte die auf dem Tisch ruhenden Beweisstücke der Noth zu Wege — der Herr Rath dachte nach. Nach kurzem Besinnen dekreterte er, der Beamte möge die Summe des Stipendiums auszahlen. Er würde die Summe indessen auslegen. So ward des Mäusenohnes Jährgang wieder flott gemacht. (Berliner Tagbl.)

Sensationelle Amtsenthebung.

Wien, 20. März.

Großes Aufsehen macht die außerordentliche Schöfferei, mit welcher der bisherige Direktor der Hofkassations-Dr. Goch in Wien aus seinem Amt entfernt wurde. Der Rechnungsdirektor im Handelsministerium Hofrath v. Burzytzky erschien am 19. März mit einem Secretär in den glanzvollen Räumen des Hofkassationsamtes und überreichte dem Sectionschef Goch den folgenden Erlaß des Vorgesetzten: „Aufgrund des Erlaßes des Handelsministeriums: „Ich habe es im Interesse des Dienstes für gut befunden, Hr. Hofrath v. Burzytzky einen Urlaub zu erteilen. Die Zeit des Hofkassationsamtes betraue ich interimistisch dem Rechnungsdirektor im Handelsministerium, Hofrath v. Burzytzky. Ich bitte Sie, ihm die Amtsgeschäfte, sobald er sich im Hofkassationsparlament einfinden wird, unverzüglich zu übergeben.“ Weil man befürchte, der unbefugte Direktor könne in der ersten Hitze sich weigern, folglich sein Amt abzugeben, oder es könne sonst ein Zwischenfall eintreten, hatte man sogar, wie in Kreisen des Hofkassationsamtes selbst erzählt und gelaugt wird, einen Polizeicommissar mit zwei Beamten unter Aufstellung, um gegebenen Falles die Verhaftung Goch's vorzunehmen. Die Rechnungsdirektor sind fortwährend mit Prüfung der Bücher und Kassen betraut, eifrig beschäftigt, als sei ihnen die Entbedung eines Hofkassationsbeamten, dessen irgend eines Fehlers sicher, denn bisher hat niemals eine Unterbrechung der Kassen der Hofkassationsamt durch Beamte derselben stattgefunden haben.

Der Sturz des Dr. Goch ist jedenfalls eine sehr merkwürdige Sache. Keine vier Jahre ist es her, als dieser Mann noch ein kleiner Privatbeamter des Grafen Dunstheim war, und seither zum Sectionschef, Schöpfer und Verwalter einer Anzahl von 300 Millionen Gulden Jahresumsatz emporgestiegen, ist er nun plötzlich, noch voll von weltbewegenden neuen Plänen, von der Höhe herabgestürzt, vielleicht ohne andere Schuld als die, auf einen Handelsminister wie Hr. v. Burzytzky anzuweisen gewesen zu sein. Es heißt übrigens, daß, möge auch die Schöpfung des Hofkassationsamtes eine geniale anerkannt werden, die Verwaltung doch eine leichtfertige gewesen sei. Gegenwärtig bringt die Hofkassationskasse bei einem Umsatz von 300 Millionen etwa 30 Millionen Gulden in Renten ein.

Der Unterschied zwischen der Verzinsung der Einlagen mit 3 Prozent und dem Zinsverlust der Renten, sowie die Gutsverteilung der Kasse bilden die Gewinne, deren Abführung an das Finanzministerium dieses beantragt. Dieser Fall ist jedoch von diesem Gewinne nichts, der zu Hofkassationsamt, zur Abzahlung eines Staatsanleihe und angeblich auch zu Ueberweisung verschiedener Anlagen verwendet wurde. So habe Goch, nachdem er ein unglücklicher Dominikaner gewesen und ein Aufwands von 60,000 Gulden eingeworfen, sich dann das ehemalige Bibliothekgebäude einräumen und mit etwa 140,000 Gulden ausstatten lassen, obwohl dieses Gebäude vom Wiener Magistrat zum Abbruch bestimmt sei.

Aus dem Leben einer Großstadt.

Jennie Woods war ein schönes und intelligentes Mädchen. Vor einiger Zeit kam sie aus Cleveland nach Chicago. Ihre Heimat ist irgendwo in den Weststaaten. Dort wurde sie erzogen und erhielt, wie die meisten Töchter amerikanischer Eltern in ihrem Landestheile, eine gute Schulbildung. Ihr Vater, der früher eine gute Stelle in einer Spinnerei bekleidete, war durch eine neue Erfindung überflüssig geworden und verlor seine Arbeit. An Jennie trat nun die Aufgabe heran, für sich selbst zu sorgen. Sie versuchte es nach besten Kräften, aber es ging nicht.

Sie konnte in der Fabrik mit anderen Mädchen, welche „ungebildet“, aber auf ihre Arbeit eingegeben waren, nicht concurriren und dann verdiente sie bei der angestrengten Arbeit nicht einmal \$2.00 die Woche. Davon konnte sie doch nicht existiren.

Im Westen, sagte man ihr, sei es besser. Ein intelligentes Mädchen habe dort keine Schwierigkeiten, sich durchzuschlagen. Da gebe es allerhand Gelegenheiten, ein „anständiges Leben zu machen.“

Jennie kam nach Chicago. Das Glüd war ihr bald: sie erhielt eine Stelle als Verkäuferin. Eine Zeit lang mußte sie für \$3.50 die Woche arbeiten, später wurde sie mehr bekommen, sagte ihr der Ladenbesitzer. Das war vor Weihnacht.

die Füße wund. Sie mußte auf alle Fälle Arbeit finden, ihr Geld war alle, und wovon sollte sie ihre nächste Woche bezahlen? Aber wo sie auch vorsprach, Arbeit hatte man nicht für sie.

Am dritten Abend nach ihrer Entlassung sprach ein Herr bei ihr vor; man hatte ihm erzählt, daß sie in Noth und daß sie eine würdige Person sei, er werde in einigen Tagen wieder vorsprechen, inzwischen möge sie ein kleines Geschenk annehmen, damit sie nicht gar Noth zu leiden brauche.

Am nächsten Abend sprach der Herr wieder vor und von da an regelmäßig. Jennie sah die Unmöglichkeit ein, Beschäftigung zu erhalten. Dann war der Herr ja auch so gut, bemühte sich so sehr, — wie hätte sie sich unanständig erweisen, ihm eine Bitte abzuschlagen dürfen! Wäre er nicht gewesen, was wäre wohl aus ihr geworden! Diese Frage stellte sie sich häufig und, wenn der Gedanke an die Eltern und Freunde in Maine Geistesstrudel bei ihr wachriefen, dann pflegte sie diese damit zu beschwichtigen, daß der Herr ja versprochen hatte, sie sobald zu sehen, als er sein Scheidungsdekret erlangt habe.

Eines Tages kam der Herr nicht mehr. Jennie wartete mehrere Tage auf ihn, aber er blieb aus. Sie erwachte aus ihrem Tummel; er hatte sie verlassen, ohne ein Wort zu sagen, verlassen. Was sollte sie anfangen! Und nicht nur das — sie empfand vor sich selbst, wenn sie daran dachte, was aus ihr geworden. Endlich raffte sie sich auf und eilte hinaus in die kalte Luft, auf die Straße, wo sie sich von den kalten, herzlosen Menschen, die an ihr vorbeigingen, verhöhnt und verachtet glaubte.

Dieser Tage in aller Frühe hielt vor einem Hause in der Madison-Strasse eine Kutsche. Darin saßen zwei Personen, ein Herr und eine Dame. Die Letztere lag gleich wie eine Tote da; sie war beunruhigt. Man trug sie in ein Zimmer, das sie Tags zuvor gemietet hatte. Man rief einen Arzt herbei; als dieser eintraf, war das schöne Mädchen eine Leiche. Belebungsversuche fruchteten nichts. Das Herz hatte aus-

gesehen. Wie ist das gekommen? fragte der Doctor den fremden Herrn, der ihn hatte rufen lassen.

„Ich wurde vor einigen Tagen mit ihr bekannt; sie schien sich sehr zu grämen über etwas. Sonst war sie ein liebes Mädchen. Gestern Abend besuchte ich sie und da fragte sie mich, ob ich je Opium geraucht habe. Sie wollte Opium rauchen. Wir gingen nach der Substanz, kauften uns in der Clarkstraße von einem Chinesen für 50 Cents Opium und erlaubten hier, wo eine Nachschube sei. Dorthin begaben wir uns. Es ist ein chinesisches Lokal. Wir ward über den ersten paar Zügen, und so eilte ich hinaus in die frische Luft, sie aber rauchte mit wahrer Todesbegeisterung und als ich später zurückkehrte, war sie be-täubt. Als sie längere Zeit nicht zu sich kam, ließ ich einen Doctor rufen, allein derselbe konnte ihr nicht helfen. Dann haben wir sie in die Kutsche gelegt, sind hierher gefahren, und da ist sie denn vor einigen Minuten gestorben.“

Der Fremde brach hierauf dem Doctor eine „Pill“ in die Hand und verabschiedete sich. Wer er ist, weiß man nicht. Es wurde in Erfahrung gebracht, daß der Vereingete Stowen-Gesandte, Frederick S. Winston in Berlin, das unglückliche Mädchen kannte, einst um ihre Hand anhielt, indeßen abgewiesen wurde. Unter dem Effecter der Verhöhnung fand man nämlich einen Brief, datirt: „Chicago, Ill., den 26. Dez. 1885.“ Das Schreiben ist „S.“ unterzeichnet, an Jennie gerichtet, und strotzt von jählichen, fast väterlichen Ermahnungen.

„S.“ beschloß das Mädchen, um Himmels Willen nicht vom Wabde der Jugend zu weichen, ein rechtshafes Leben zu führen und nicht zu vertragen, da sich noch Alles zum Besten wenden könne. Das Schreiben endet mit folgenden Worten: „Ich hoffe und bete noch immer, daß du ein rechtshafes Mädchen wirst. Ich weiß, daß es nutzlos ist, nochmals Alles zu erwähnen, was ich so oft schon gesagt habe. Aber um Eins bitte ich Dich: Gedanke meiner im Glüd oder Unglüd, gedanke meiner guten Ermahnungen und befolge sie, denn Du weißt ja, wie sehr Dein Wohlergehen mich am Herzen liegt. Vielleicht sieh ich Dich in dieser Welt nicht mehr. Jennie, doch hoffe ich nur immer Gutes von Dir zu hören. Ich werde bis zum 12. Januar in der Stadt bleiben, und dann meine Weise nach Berlin antreten. Lebe wohl, Gott segne Dich. Dein „S.“

Jennie war einst eine geistreiche Schönheit in Cleveland und hatte eine Menge Verehrer, aus denen sie sich indeßen wenig oder nichts zu machen schied. Vor drei Jahren betrat sie die Bühne, und im November 1884 kam sie nach Chicago, wo sie die Bekanntheit eines Gamlers machte, der sie bewog, sich in Chicago niederzulassen.

Von da ab stand sie im Rufe eines leichtfertigen Mädchens, und in der That sank sie auch langsam von Stufe zu Stufe, ohne daß ihre Schönheit Einbuße erlitten hätte. Sie seßteles Wesen und eine Menge von Freunden und Verehrern.

Winston's Bekanntheit machte sie in Rinsley's Restaurant, wo er ihr von einem Frä. Morris vorgestellt wurde. Frä. Morris erklärte, Winston habe Jennie innig geliebt und mehrmals um ihre Hand angehalten, doch habe Jennie nichts von einer Heirat wissen wollen. Winston sorgte für Jennie stets in ausgiebiger Weise.

— Ein schwärzlicher Post n. Weinhandler (zu seinem Reiten) — „Herr Weinmann, was ist Ihnen denn plötzlich eingefallen, daß Sie mich um Ihre sofortige Entlassung ersuchen? Ich habe Sie doch immer anständig behandelt.“ — „Kleiner Herr,“ — „Das schon — aber ich bin aus Gesundheitsrücksichten, denn ich bin nur bintommen mit meinen Wein, verlangen die Leute, die Sie davon kosten, daß ich erst davon trinke — und das halte ich für die Dauer nicht aus!“

Ein Anarchistenbrief.

Man schreibt aus Paris: Gaillo, der ein Attentat auf das Leben, der Pariser Börsenbesucher versuchte, hat die Unerschämtheit gehabt, aus seinem Gefängnis heraus an die Redaction des „Eri bu peuple“ folgendes Schreiben zu richten, welches das anarchistische Blatt mit stichlichem Wohlbehagen seinen Lesern aufsticht.

Paris, Gefängnis Majas, Zelle No. 50, 10. März, 1886.

Bürger Redacteur! Obgleich Ihr Blatt, dessen eifriger Leser ich stets war, nur einen lauen Eifer für die anarchistische Sache zeigt, wage ich anzunehmen, daß Sie mir in der schwierigen Situation, in welcher ich mich gegenwärtig befinde, den Platz zu einer Antwort auf vielerlei gegen mich aufgetauchte Verleumdungen eintäumen werden. Mein eigentlicher Name ist in der That Gaillo und nicht Petroschik, ich bin in Velle Juleen Mer und bin in Velle geboren. Von Profession bin ich Chemiker, aber es ist nicht wahr, daß ich mich nur dem Studium der Chemie zugewand habe, um zu lernen, wie man Sprengbomben und ähnliche Zerstörungswerkzeuge fabrizieren kann.

Aber es ist wahr, daß ich als eifriger Anhänger der anarchistischen Sache es für notwendig erachte, den Bourgeois ein Schreden einzujagen; überzeugt von dem demnachstigen Entstehen einer großen revolutionären Bewegung, meinte ich, in Uebereinstimmung mit meinen, ebenfalls dem anarchistischen Communismus ergebenen Freunden, daß die Emancipation des Proletariats nur bei dem Zusammenbruch der Despotenentmacht und bei dem Wiedererleben des Brandes des kapitalistischen Vagabonds, welchen man die Börsen nennt, vor sich gehen kann. Ich glaubte dem Volke und der sozialen Revolution zu dienen, wenn ich meinen Angriff gegen jene Agitateure richtete, welche an der Börsen auf das Glüd des Volkes speculieren. Ich schlug dafür mein Leben und meine Freiheit in die Schanze, aber auf das Leben Jener, welche ich als die eigentlichen Urheber aller sozialen Elends betrachte, hatte ich keine Rücksicht zu nehmen. Zu diesem Zweck habe ich mich entschlossen, ein ansehnliches Quantum von Blaufäule anzuwerfen, um damit die Verleumdungen zu begießen, namentlich schleudernd in den Abnalt der Fläche nach jener Richtung, wo sich die Agents de Change und die großen Bankhäuser befinden.

Verschiedene Umstände, namentlich der Mangel an Geld, haben mir nicht erlaubt, mein Vorhaben nach Wunsch (1) zur Ausführung zu bringen. Da mir aber in jedem Falle daran lag, etwas zu thun, griff ich schließlich zum Revolver; alle Aufschreie mußten werden durch die Discussion vor Gericht aufgehellt werden. Ich bitte Sie, Bürger Redacteur, das ich diesen Seiten colportierte Gerücht, daß ich ein Narr sei, zu demontieren. (1) Dem Untersuchungsrichter ist niemals ein solcher Gedanke gekommen, im Gegentheil, er hat erklärt, in mir das Gedächtnis, die Ruhe und die Auffassungsgabe eines Mannes gefunden zu haben, der im vollen Besitze seiner geistigen Fähigkeiten ist. Ich danke, Bürger Redacteur, daß Sie diesen Seiten die Aufnahme nicht verlagern werden, und ich bin gespannt, wie die öffentliche Meinung einen Mann richten wird, der die Aushungerer des Volkes durch die einzig ihm praktisch erscheinenden Mittel bekämpft hat. In der Hoffnung, daß Sie die revolutionäre Solidariät trotz der verschiedenen Richtungen, deren wir angehören, aufrecht erhalten werden, bitte ich Sie, Bürger Redacteur, die Versicherung meiner Hochachtung zu genehmigen.

Deutsche Militärpflichtige in den Ver. Staaten.

Daß die deutsche Regierung denjenigen ihrer Unterthanen, welche, obwohl freiwillig dazu befähigt, sich der Leistung ihrer Militärpflicht zu entziehen suchen, keine fremdlichen Gesühle entgegenbringt, weiß man und kann man ihr das auch nicht weiter verbieten. Deshalb brauchte sie aber nicht denjenigen das Leben zu erschweren, welche den ehelichen Wunsch haben, ihrer Pflicht zu genügen, aber Grund zu der Annahme haben, daß sie nicht tauglich sind.

Veranlassung zu diesen Bemerkungen giebt uns folgende auf beschäffliche Anfrage untererleitet erfolgte Auskunft des hiesigen deutschen Consuls, Baron von Nordenflicht:

„Ueber die Dienstpflicht deutscher Militärpflichtiger, welche ihren bauernden Aufenthalt im Auslande haben, kann eigentlich entschieden werden, ohne daß ihr persönliches Erscheinen vor den Grabschreibern erforderlich ist, wenn sie durch glaubhafte ärztliche Zeugnisse nachweisen, daß sie bauernd untuglich sind, wird bedingt tauglich sind. Als glaubhaft im Sinne dieser Bestimmung werden die Zeugnisse nur denjenigen ausländischen Aerzte angesehen, welche vom Reichskonsul speziell zur Ausstellung derartigen Zeugnisse ermächtigt worden sind, in New York u. in San Francisco eine mit einer solchen Ermächtigung versehenen Arzt. Die ärztliche Untersuchung, welche der Ausstellung des Zeugnisses vorausgehen hat, hat in Gegenwart eines deutschen Consularbeamten stattzufinden.“

In New York ist der erste Montag jedes Monats für die Vorname solcher Untersuchungen bestimmt. Der Militärpflichtige, welcher sich bezüglich seiner Diensttauglichkeit unteruchen zu lassen wünscht, hat sich an das betreffende Consulat unter Vorlegung der zur Feststellung seiner Identität dienlichen Papiere zu wenden. Die Identität ist auf dem ärztlichen Zeugnisse durch den Consul zu bezeugen. Die durch die Untersuchung entstehenden oder damit zusammenhängenden Kosten, einschließlich des Arzthonars, dürfen auf amtliche Fonds nicht übernommen werden, fallen vielmehr auf die Unternehmung nachsuchenden Militärpflichtigen zur Last. Die Gebühr für die consularische Bescheinigung beträgt \$2.16.“

Ein Anarchistenbrief.

Es ist aus obigem Schreiben ersichtlich, daß die Annahme, die Unternehmung komme von einem jeden Verfalls-Consul (consul missus) erfolgen, eine irrtümliche ist.

Daß letzteres ermöglicht werde, wäre in hohem Grade wünschenswert, denn wenn schon für Menschen, der weit im Nordwesten oder Südwesten wohnt, eine Reise nach Chicago, Cincinnati oder St. Louis ein Geld- und Zeiteifer verlangt, das in vielen Fällen die Grenze des Er-schwingbaren übersteigen wird, wie viel mehr muß das der Fall sein, wenn New York und San Francisco die einzigen Orte sind, wo man sich stellen kann. Die Aerzte zu finden, welche schon der Ehre halber die Ernennung zum unterstehenden Consular-Arzt annehmen würden, dürfte nicht schwer sein, und vielleicht bedarf es nur einer Anregung beim deutschen auswärtigen Amte, um die so sehr wünschenswerthe Reform zu veranlassen. Daß die deutschen Militärpflichtigen dadurch viel erleichtert werden würden, läßt sich nicht bezweifeln. Denn ganz natürlich werden Leute, welche allen Grund zur Annahme haben, daß sie nicht tauglich sind, sich nicht nach New York oder San Francisco begeben, und ein kleines Vermögen opfern, um sich die Bescheinigung davon zu holen. Angenommen, ein in St. Paul angestellter junger Deutscher müsse nach New York, um sich unteruchen zu lassen. Die Reisekosten sind, gelinde gerechnet, mit Verpflegung unterwegs \$40, Aufenthalt in New York \$10, Gebühren \$5, Rückfahrt \$40 — zusammen \$95 oder fast 400 Mark nach deutschem Gelde. Wie viele junge Leute können eine solche Summe ersparen? Nothgedrungen werden sie es über sich ergehen lassen müssen, in Deutschland als Deserteure angesehen zu werden, während sie gerne diesen Flecken von ihrem Namen fernhalten würden, wenn es im Bereich ihres Vermögens läge.

(M. Staatsztg.)

Das Leben ist schön, aber kostspielig.

Ein Fremder fragt einen, im offenen Parterrefenster seine lange Nase rauchenden Herrn: „Entschuldigen Sie gütigst, wohnt nicht in dieser Straße der Uhmacher Tiddat?“

„Wen habe ich die Ehre?“

D. bitte, hier ist meine Karte, ich bin der Brauer Maly aus Hopfenthal, logiere im Girshen! Ich wünsche des Uhmachers Tiddat Wohnung zu erfragen! Schön, er wohnt No. 14, das zweite Haus links!

Danke sehr!

Keine Ursache, ich bin der Rechtsanwalt Schröpfer!

Maly tritt in das Lokal des Uhmachers, den er bittet, ihm das von seinem Chronometer herausgefallene, aber unbeschädigte Glas zu besorgen. Herr Tiddat fährt das bestens aus, weigert sich aber, für diese geringe Mühe eine Bezahlung anzunehmen. — „Jns Hotel zurückgekehrt, findet Herr Maly eine Liquidation des Rechtsanwalts Schröpfer — Honorar für eine Consultation, 7 Mark 50 Pf. — vor, welchen Betrag letzterer durch seinen Schreiber sich vom Oberkellner bereits hat auszahlen lassen.

— Die ersten, über die belgischen Unruhen vorliegenden politische Theorien, beweist eine Anarchisten-Proclamation als erste Veranlassung hin. Es heißt: „In Antwerpen, öffentliche Arbeiter der Anarchisten-gruppe an die Arbeiter weist direkt auf hin, daß die Genossen in London, in Antwerpen, in New York bereits ihre Wünsche gegenüber der „geistlichen Bourgeoisie“ geltend gemacht haben. „Sollen wir in Belgien“, heißt es in dem Manifest, „die Bourgeoisie alle Rechte, alle Privilegien genießen, sowie andererseits jede Gerechtigkeit und Freiheit denjenigen vertreiben lassen, welche sie ernähren, das heißt der Klasse der Produzenten? Weiter wird auf den 18. März, den Jahrestag des Pariser Kommune-Aufstandes, hingewiesen, bei welchem „die heldenmüthige Beweltung von Paris sich für die Emancipation der Völker erob, ein Veruch sozialer Wiedergeburt, welcher im Mute von fünfundsiebzigtausend Arbeitern erlittet wurde.“ Dieser fanatische Aufbruch erzielte denn auch seine Wirkung. In allen großen Cafes im Mittelwund der Stadt wurden die Fensterhänge zertrümmert, in einem derartigen Establishement wurden sogar deutlich die Kugelschrauben festgeschraubt. Esirrt wurden am ersten Abend 49 Personen, von denen 29 auch in Haft behalten wurden. Angekündigt wurde zugleich, daß die Ueberstörer aus Brüssel, aus Antwerpen und aus Gent Zug erhalten würden. Andererseits wurde die Verjagung gehei, daß in Zenneppe (unweit Lüttich) an demselben Tage stattfinden würden. An beiden Orten ist die Fabrikbevölkerung sehr zahlreich, auch wurde dieselbe unablässig durch aufrührerische Proclamationen in Aufregung versetzt. Als zweites Corps sei in Genf gebildet worden und vier neue Stationen wurden in der französischen Schweiz eröffnet. In diesem Jahre habe die Heilsarmee ihre Operationen auf die deutsch sprechende Schweiz ausgedehnt. Jürich, die Stadt, welche bisher alle Anstrengungen der Heilsarmee durch intolerante Dekrete Troz geboten hat, sage jetzt drei Armeekorps seiner Bürger im Besitz einer Halle an jedem Ufer des Flusses. Eine weitere deutsche Station wurde im nächsten Kantone eröffnet mit Rathhollen als Be-lehrte. Im Kanton Neuchâtel sei die Armee trotz aller Widerstande auf zwei weitere Thäler vorgezogen, und in denselben wurden blühende Corps gebildet, von denen eines, als es auf eigenen Füßen stand, einen Vorposten nach einem benachbarten Kanton vorgezogen.

— Wie man's nimmt. — Hauptmann von der hohen Nummer: „Mir gnädiges Fräulein, darf ich um den nächsten Walzer bitten?“ — Fräulein von Haber-Hochmuthsdorf! Sehr gern, Herr Hauptmann. Denkt Sie mal, Sie sind der erste Officier von der Linie, mit dem ich tanze. — Hauptmann: „Ja, das ist wirklich merkwürdig! Was haben Sie denn an sich, daß die Officiere von der Linie nicht mit Ihnen tanzen wollen?“

Beim Haidenschenken.

(Aus der Hebermappe eines fahrenden Schülers.)

Heiß war der Tag, und müde ging ich am Abendstund Durch Sonnenbrand und Dürre Das Land thalau — thalab.

Mit allen seinen Nidern War längst verstimmt mein Mund; Ein fieberhaftes Dursten Glüht' mir im trodnen Schlund.

Da trinkt! — o sei gepriesen Da glüht' den Tag, und müde Der grüne Strang des Schenken Vom Wegebandt daher.

Ich doppelte die Schritte So schnell mein Fuß mich trug Und grüß' mit lauten Jauchzen Den hochwillkommenen Krug.

Gar bald sah ich im Schatten In frischer, süßer Ruh' Und trant der Abendsonne Den kühlen Schoppen zu.

Das linke Schenkenmüdel Sach bald an meiner Seit' Und lauchte froh den Nidern Aus meiner Durstgeleit.

Wie war so schön ihr Antlig, Umrahmt von braunem Haar, Wie lüchlich ihre Lippen Und tief ihr Augenpaar.

Da zog ein wildes Sehen In's volle Herz mir ein, Ich wurde ernst, und feusend Ging ich in's Haus hinein.

Dort streckte ich die Glieder Am traumlichen Gemach Und schloß, bis durch die Wollen Das gelbe Frühlingsbrach.

Da hab' ich Stod und Mängel Schnell von der Wand geholt Zur Furcht vor meiner Liebe Zu jener holden Magd.

Doch an des Hauses Schwelle Ich just auf Grelt schielte, Die nimmer wollte dulden, Daß ich den Krug verlief.

„D. laß' mich zieh'n, Du Süße!“ Rief ich in bittr'm Weh, „Wie können uns nicht haben, Drum besser ist's — ich geh'!“

Sie aber schüttelt's Kopfknecht Vom kranken Haar umwallt: — „Barbong, mei' lutes Herrchen, Sie hamn noch nich' bezahlt!“..... Martellus.

— Wie gern die Wienerinnen Lotterien spielen, beweist eine Annonce, welche in der Wienerischen auf der Donau über diesen Punkt umläuft, sei diese nun wahr oder erfunden. Der erfinderischen Mensch wendete sich ein Industrieller aus Mailand, der eine größere Kartonnage-Fabrik besitzt, um weibliche Arbeitskräfte an das Wiener General-Konsulat der Ver. Staaten. Man engagire fünfzig junge Deserteirinnen, die sich unter den gebotenen günstigen Bedingungen bereit erklärten, die Reise über den Ocean anzutreten. Raum waren zwei Jahre verlossen, so langte ein neuerliches Ansuchen des amerikanischen Konsulanten ein, in welchem derselbe berichtete, daß sich zu seinem größten Leidwesen fast sämtliche fünfzig Arbeiterinnen aus Österreich vortheilhaft verheiratet hätten, und daß er sich daher genöthigt sehe, abermals um die Anwerbung von fünfzig Deserteirinnen, die in seiner Manufaktur verwendet werden könnten, anzufordern; nur möge man ihm diesmal ja keine jüngere hübsche Mädchen, sondern recht häßliche ältere Personen senden. Die gewünschten Kandidatinnen waren binnen wenigen Tagen gefunden. Bevor sie jedoch auf die ihnen gestellten Bedingungen eingingen, sollen sie sich bei dem General-Konsulat erkundigt haben, ob es denn in Mailand wirklich aus eine „kleine Lotterie“ gäbe, und als ihnen dies verneint wurde, hätten sie insgesammt auf das im Ubrigen verlockende Angeboten verzichtet.

— Die Heilsarmee in London beging am 25. März den fünften Jahrestag der Einleitung ihrer Propaganda in Frankreich und der Schweiz durch ein öffentliches Meeting in Greter hall. Fräulein Booth (La Marechale Booth von Paris) führte den Vorst und unter den Abgäbigen befand sich auch „Derfr.“ Glibborn. Die Beteiligung der Salutanten an dem Meeting war enorm. Der Jahresbericht hebt hervor, daß in 1883 und 1884 die Zahl der Stationen der Heilsarmee in den genannten zwei Ländern etwa verdoppelt worden, während sie voriges Jahr sich wieder in demselben Verhältnisse vermehrt hätte. An Lyon sei ganz kürzlich eine große Halle eröffnet worden und in Frankreich wurden fünf neue Stationen bergrestellt. Ein zweites Corps sei in Genf gebildet worden und vier neue Stationen wurden in der französischen Schweiz eröffnet. In diesem Jahre habe die Heilsarmee ihre Operationen auf die deutsch sprechende Schweiz ausgedehnt. Jürich, die Stadt, welche bisher alle Anstrengungen der Heilsarmee durch intolerante Dekrete Troz geboten hat, sage jetzt drei Armeekorps seiner Bürger im Besitz einer Halle an jedem Ufer des Flusses. Eine weitere deutsche Station wurde im nächsten Kantone eröffnet mit Rathhollen als Be-lehrte. Im Kanton Neuchâtel sei die Armee trotz aller Widerstande auf zwei weitere Thäler vorgezogen, und in denselben wurden blühende Corps gebildet, von denen eines, als es auf eigenen Füßen stand, einen Vorposten nach einem benachbarten Kanton vorgezogen.

— Wie man's nimmt. — Hauptmann von der hohen Nummer: „Mir gnädiges Fräulein, darf ich um den nächsten Walzer bitten?“ — Fräulein von Haber-Hochmuthsdorf! Sehr gern, Herr Hauptmann. Denkt Sie mal, Sie sind der erste Officier von der Linie, mit dem ich tanze. — Hauptmann: „Ja, das ist wirklich merkwürdig! Was haben Sie denn an sich, daß die Officiere von der Linie nicht mit Ihnen tanzen wollen?“